

Lessing – Molière
Novellen



Die Anderen Klassiker



Alexander von Ungern-Sternberg

Lessing – Molière
Novellen

Mit einem Nachwort
herausgegeben von
Manuel Zink

unter Mitarbeit von
Sophie Charlotte Wehner

Wehrhahn Verlag

Gefördert mit freundlicher Unterstützung der
Lessing-Akademie e.V. Wolfenbüttel



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2024
Wehrhahn Verlag
www.wehrhahn-verlag.de
Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag
Druck und Bindung: Sowa, Piaseczno

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Europe
© by Wehrhahn Verlag, Hannover
ISBN 978-3-98859-036-7

Inhalt

| | |
|-------------------|-----|
| Lessing | 9 |
| Molière | 219 |
| Editorische Notiz | 377 |
| Nachwort | 379 |

M e s s i n g .

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Stuttgart und Tübingen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1 8 3 4.

Es war spät am Abend, ein heftiger Sturm schüttelte an den Fenstern und Thüren des alten herrschaftlichen Schlosses; die Dienerschaft hatte sich, da ihr Tagesgeschäft fast vollendet war, in einen entfernten Theil des weitläufigen Baues zurückgezogen, und saß hier um die Flamme des Ofens in behagliche Gruppen vertheilt. Nur einer fehlte in diesem Kreise, und zwar die Hauptperson; dieses war der alte Kammerdiener Christian, ein treuer Anhänger des Hauses, der vor wenigen Tagen seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Er war, da der Postbote, welcher zweimal wöchentlich in's nahegelegene Dörfchen hinab mußte, krank geworden, selbst hingeritten, um seiner jungen Herrschaft, den beiden Comtessen, sich auf's angelegentlichste dienstbar zu bezeigen. Nun konnte es seyn, da er schon frühe ausgeritten und noch nicht heimgekehrt war, daß dem alten Mann in der Finsterniß ein Fährniß zugestoßen, oder daß das ungewöhnlich starke Wetter, welches seit zwei Stunden ununterbrochen wüthete, ihn im Dorfe zurückgehalten habe. Die alte Gertrud, die frühere Wärterin des jüngsten Fräulein, meinte jedoch kopfschüttelnd, daß den Christian der Tod selbst nicht abhalten könne, zur bestimmten Zeit einzutreffen, wenn er im Dienst seiner Herrschaft einen Gang angetreten, denn so etwas Genaues und Eifriges im Geschäfte gäbe es durchaus nicht mehr, und der Christian sey eben auch noch ein Stück aus

der alten guten Zeit, wo Alles frömmer und besser gewesen. Sie seufzte bei diesen Worten tief und richtete ihre Augen gen Himmel.

Ein junger Bursche im Kreise, der die seinigen auf das hübsche Kammermädchen, die kleine Babet, heftete, sagte: »Ich danke dem Himmel wirklich recht herzlich, daß wir nun endlich auf diesem alten Schlosse erlöst werden; morgen geht's nach Berlin, und das ist doch eine Stadt, wo ein Christenmensch sich anständig amüsiren kann.«

»Sprich: wo ein Christenmensch mit Leib und Seel' zu Grunde gehen kann, mein Sohn!« setzte Gertrud hinzu. »Ihr habt recht, Muhme,« nahm jetzt der dicke Stallaufseher Andres das Wort, indem er das rothe freundliche Gesicht mit dem braunen schlicht gekämmten Haar näher zum Feuer rückte; »mir ist auch bei der bevorstehenden Rückkehr in die Stadt bang zu Sinn. Die guten Früchte, die hier die Einsamkeit, Lehre, Ermahnung und Predigt getragen, können in der Babelsverwirrung wohl wieder verloren gehen. Mir ist es hier auf dem Lande recht wohl geworden; die Woche über gab es das regelmäßige Geschäft, nicht zu viel und nicht zu wenig, gerade wie es ein Christenmensch braucht, und war das Werk vollbracht, so kam der schöne Sonntag, die herzerhebende, liebe, feiertägliche Stille; früh Morgens machte man sich auf den Weg in's Dorf zur Kirche, Bursche und Mädchen geputzt und in ihrem Gott vergnügt. Der Steg den Hügel hinab, zwischen den Kornfeldern, später im Schatten der alten Kirchhoffinden, wimmelte von bunten Schaaren, die alle das Heil suchten, und von denen keiner ungetröstet

wieder heimgieng. Besonders wurde es mir so gut in Eurer Gesellschaft, Gertrud, jene fromme Versammlungen zu besuchen, wo mich denn immer Predigt und Ermahnung auf das Herzlichste erquickten.«

»Lieber Andres,« nahm Gertrud das Wort, »Du hast in Deinem rohen Geschäfte ein sanftes, friedfertiges Herz bewahrt, Gott erhalte Dir dieses in der bösen, bösen Zeit.«

»Was war ich,« fuhr Andres fort, »ehe ich Euch und jene frommen Leute, die die gottlose Menge verspottet, kennen lernte. Mein Vater war Schulmeister-Gehülfe, und hätte mich gerne in gleichem Amte gesehen; allein es gab keinen thörichtern, ausgelassenern Burschen als mich im Dorfe; zu keinem Geschäfte wollt' ich mich brauchen lassen, und etwas Gutes zu lernen, hatte ich durchaus nicht die Absicht; nur wo es böartige Streiche galt, war ich mit Leib und Seele dabei. Auf diesem Wege wäre ich nun gewiß verloren gewesen, wenn nicht damals, wie Ihr wißt, die langwierige und schwere Krankheit mich befallen hätte, in Folge des bösen Falles, den ich that. Da gab es denn einsame Stunden in Menge, in denen sich mir mein Gott und mein Heiland näherten, mich zur Buße und zur Bekenntniß erweckend. Dieser heilsamen Zeit habe ich's zu danken, daß ich ein ordentlicher, arbeitsliebender Mensch geworden bin.« – »Ja!« rief der junge Bursche, »ich besinne mich, daß damals die Leute sagten, als es ruchbar wurde, Du seyest auch in die Gesellschaft der frommen Zopfträger des Herrn gegangen: Du wärest fromm geworden, seitdem Du auf den Kopf gefallen.«

Andres antwortete hierauf nicht, doch Babet, das Kammermädchen, lachte schnippisch und aus-

gelassen. Ihr war der fromme Discurs, der anzurücken drohte, äußerst zuwider, und sie nahm schnell die eintretende Pause wahr und rief: »Ich, für meene Person, thu jar su jerne nach Berlin surückgehn; man thut jo hier alles verlernen, selbst meene reene jute Aussprache, weil man keenen ehznigen Menschen von Reputation sieht, aber in Berlin unter den schönen grinen Beemen, wo die Trommel gerehrt wird, und die velen Soldaten und Offizöhre gehn, da ist meen Leben.« Andres erwiderte: »Ja, Jungfer Babet, da wird es wieder Briefchen zu bestellen geben, und Sie kann nach den Grenadieren schielen, die Sie so sehr liebt.«

»Er apparter Mensch!« rief das hübsche Mädchen; »was die Breefe betreffen thut, so wees ich jar nicht, was er meenen kann, aber die Grenaddire, ja da hat er recht. Es giebt doch auf der Jotteswelt nichts pläsanteres, als so een Grenaddir mit einem recht langen Zopf. O Jott, Jott, was thut nun meen geliebter Grenaddir machen! a h, m o n a m i, wann werden wir uns wiedersehn? Der jarstige Krieg!«

»Ja,« nahm Andres das Wort, »der Krieg macht die Männer rar; beißt Ihr Grenadier in's Gras, Jungfer, so muß Sie einen von uns wählen.«

»Jeses!« rief Babet, »wie Er mir erschreckt.« – »Es ist nicht anders,« fuhr der phlegmatische Sprecher fort, »ich weiß eine entsetzliche Geschichte von einem todten Grenadier, die sich die Jungfer wohl zu Herzen nehmen könnte.« – »Erzähle sie,« rief Gertrud; »ist sie fromm und gottselig, so höre auch ich dergleichen an, wenn es draußen stürmt und man vertraulich am Feuer beisammen sitzt.«

M o l i è r e .

Eine Novelle

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Tu réformas et la ville et la cour ;
Mais quelle en fut la recompense ?
Les Français rougiront un jour
De leur peu de reconnaissance.
Il leur fallut un comédien
Qui mit à les polir sa gloire et son étude ;
Mais, Molière, à ta gloire il ne manquerait rien,
Si parmi les défauts que tu peignis si bien,
Tu les avais repris de leur ingratitude.
Père Bouhours, épitaphe pour Molière.

Ein Seitenstück zum Lessing.

5

Stuttgart und Tübingen,

Berlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1834.

106561-A

Tu réformas et la ville et la cour;
Mais quelle en fut la recompense?
Les Français rougiront un jour
De leur peu de reconnaissance.
Il leur fallut un comédien
Qui mit à les polir sa gloire et son étude;
Mais, Molière, à ta gloire il ne manquerait rien,
Si parmi les défauts que tu peignis si bien.
Tu les avais repris de leur ingratitude.

Père Bonhours, épitaphe pour Molière.

Vorwort.

Es sey dem Verfasser erlaubt, dieses kleine Gemälde seinem »Lessing« an die Seite zu stellen. In beiden ist die Lösung einer und derselben Aufgabe versucht worden, nämlich die Schilderung des Streites zwischen einer veralteten und einer neuen Zeit. Der französische Lustspieldichter Molière und der deutsche Lessing sind völlig verschiedene Gestalten; dennoch findet sich in den abweichenden Fächern ihrer Wirksamkeit eines, in welchem sie sich nähern, und dieses umfaßt ihre Bestrebungen, die Bühne ihrer Nation in eine eigenthümliche Form zu bringen, ihr Würde und Gehalt zu verleihen. Von diesem Standpunkt aus konnten sie füglich zusammengestellt werden.

Aus dem großen Reichthum von Gestalten, die ein Gemälde von dem goldenen Zeitalter Ludwig XIV. bietet, sind nur wenige herausgehoben worden; diese jedoch, welche die nächste Umgebung unseres Dich-

ters bilden, sind nach den Schilderungen gezeichnet, die uns die interessanten Memoiren aus jener Zeit geben.

Möchte die nachsichtige Beurtheilung, die dem »Lessing« geworden ist, auch dem »Molière« nicht fehlen.

Im Herbste 1834.

A. Sternberg.

Seitwärts vom Benediktiner Kloster, das letzte Häuschen an der Mauer des Kirchhofs von St. Joseph bewohnte ein alter Mann, den die Menge verspottete, wo sie seiner nur ansichtig wurde. Er hieß der Wunderdoktor, und die muthwilligen Gassenbuben, die scharfen Kritiker ihres Stadtviertels, erhoben ein Lustgeschrei, wenn einer von ihnen den Wunderdoktor in seinen rothen Strümpfen und schwarzem flatternden Talar, während der Dämmerung, wie vom bösen Gewissen gescheucht, über die Straße hatte fliehen und sogleich sich in die Mauerspalten seines verwitterten Häuschens verbergen gesehen. Dieser Mann war vor noch nicht langen Jahren zurück ein angesehenener und selbst berühmter Arzt gewesen; ein Ereigniß, von dem der Verlauf der Geschichte Meldung thut, hatte ihn jedoch, in den Zustand versetzt, in welchem er sich jetzt befand, und wo sein Charakter den Uebergang vom Sonderling zum melancholischen Narren zu bilden schien.

Der einzige Genosse, der den alten Doktor Tristan in seiner tiefen Abgeschiedenheit am Kirchhof zu St. Joseph besuchte, war ein Mann, schon ziemlich vorgerückt an Jahren, mit einem heitern freundlichen Gesichte und von einem Körperbau, der seines Alters zu spotten schien, so jugendlich und gewandt bewegte er sich. Er pflegte gewöhnlich zu kommen, wenn der späte Abendschein die Leichensteine und Hügel

des Kirchhofs beleuchtete, und in der Vorstadtstraße dieses abgelegenen Viertels des alten Paris die Handwerksleute Feierabend machten. So sah man ihn nun auch heute auf die alterthümliche, mit vergoldeten Schnörkeln verzierte Kirchhofpforte zuschreiten, sie öffnen und hineintreten, gleichsam als suchte er zu seinem Umgange einen jener Todten auf, die, nach einem verworrenen und beschwerlichen Lebenslauf, jezt dem friedlichsten und süßesten Schlummer im Arme lagen. Der alte Tristan gehörte auch in der That zu diesen friedfertigen Leuten, und wenn man ihn, wie er jezt that, einsam auf dem Kirchhofe stehen sah, die lange starre Gestalt in den Mantel gehüllt, den grauen Hut ohne Feder und Schnalle tief im Gesichte, so daß die eine Hälfte desselben grell vom Monde beleuchtet hervortrat, die andere scharf abgeschnitten in die Schatten des Hutes versank; wer ihn so stehen sah, allein mit seinem langen, eben so dünnen Schatten, der sich über die Gräber hinlagerte, der konnte ihn füglich für einen Nachtwandler aus jener unheimlichen Traumwelt halten, die sich hinterm Rasenhügel und Leichentuche verbirgt. Der Doktor erwartete ruhig, ohne die verschränkten Arme zum Gruße zu bewegen, die Ankunft seines Gastes, und selbst als dieser jezt vor ihm stand, herrschte eine lange Pause, ehe der Träumer es für bequem fand, die Folge seiner tiefsinnigen Betrachtungen zu unterbrechen; er that es endlich mit einem Vorwurfe:

»Das Glöckchen der Minoriten hat schon zehn angeschlagen, und du kommst jezt erst, Baptiste; wenn du täglich eine Stunde später erscheinen willst, so wird dir kurze Zeit mehr übrig bleiben, um die

Lebensaugenblicke, denn in der That, es sind ihrer nur noch wenige, eines alten schwachen Mannes zu erheitern.«

»Der Weg bis in deinen Pallast, Alter,« entgegnete Baptiste, »ist eben nicht der nächste, und dann bedenkst du nicht, daß ich noch in der Welt lebe, und daß folglich mich öfters Geschäfte abhalten.«

»Nichtswürdige Geschäfte, elende Werke sind das! Kein Umstand, er sey welcher er wolle, sollte dich abhalten, deine Freunde zu besuchen, Gevatter. Du siehst, ich statte so eben den meinigen Besuche ab, du findest mich mitten unter ihnen, und als du vorhin etwas ungestüm das Thor öffnest, lispelte mir eben die schlanke blasse Marquise hier unten das lange Register ihrer hinfalligen Krankheiten in's Ohr. Namentlich wie sie so schwer an der vielen Erde zu tragen habe, die man auf sie gehäuft, sie begreife gar nicht weißhalb, da sie ja doch eigentlich noch nicht todt sey; und in der That, sie hat Recht, noch hat die klagende Melodie der Liebe diese kleine enge Brusthöhle nicht verlassen, noch empfindet dieses Herz; doch nur ein Talent wie das meinige vermag es, bis so tief hinein in die Werkstätte zu dringen, nur ich kenne und verstehe die Sprache eines solchen geheimnißvollen, verschleierten Wesens.«

Der Ankömmling hörte diese Worte mit dem ihm eigenthümlichen Ausdruck von Neugier und gutmüthigem Lächeln; er hatte sich, während Tristan in seiner Stellung verharrte, auf einen der nahen Hügel niedergelassen, und blickte zu seinem wunderlichen Freunde hinauf. »Was sagst du da, Doktor,« rief er jetzt lebhaft, »die Todten sind nicht todt?«

Nachwort

Gut 20 Jahre nach Veröffentlichung seiner beiden Künstlernovellen *Lessing* und *Molière* beklagte sich Alexander von Sternberg über den gegen ihn gerichteten Vorwurf, dass er als Schriftsteller nicht in die Zeit gepasst hätte. Tatsächlich hatte sich Sternberg mit seinen beiden Novellen stark an der zeitgenössischen Belletristik orientiert und dabei vor allem traditionelle Ausdrucksformen repetiert. Seiner Meinung nach seien es aber eher die Kritiker gewesen, die unzeitgemäß geurteilt hätten, denn – so erklärt er in seinen autobiografischen *Erinnerungsblättern* – der »große Gedanke der Zeit war sehr unklar in ihren Köpfen.«¹ Das eigentliche Problem habe darin bestanden, dass die zunehmende Diskreditierung der ›Salon-Literatur‹² in den 1830er Jahren zu einem »Haß gegen den Stand«³ ausgeüfert sei.

1 Alexander von Sternberg: *Erinnerungsblätter*. 6 Bde., Berlin [u.a.] 1855–1860, Bd. 1, S. 15.

2 Vgl. Peter Seibert: *Der Literarische Salon. Literatur und Geselligkeit zwischen Aufklärung und Vormärz*, Stuttgart [u.a.] 1993.

3 Sternberg: *Erinnerungsblätter*, Bd. 1, S. 15.

In der Tat ging mit dem Ende der ›Kunstperiode‹⁴ ein Aufschwung bürgerlicher Werte einher. Bürgerlichkeit als moralische Ordnung hatte seit den Erziehungsprogrammen der Aufklärung, etwa von Jean-Jacques Rousseau oder Johann Caspar Lavater, nicht nur in pro-revolutionären Zirkeln, sondern auch in der ›Öffentlichkeit‹⁵ an Akzeptanz gewonnen. Der später zum Schlagwort avancierte ›Rückzug ins eigene Heim‹, verstanden als Hochschätzung des bürgerlichen Wertehimmels, erreichte jedoch erst Mitte des 19. Jahrhunderts seinen Höhepunkt,⁶ literaturgeschichtlich mit der sogenannten Dorfgeschichte, der ›heimatliche[n] Robisonade‹⁷ des Biedermeier.⁸ Die

4 Vgl. Jochen Schmidt: Heines Geschichtskonstruktion, das »Ende der Kunstperiode« und das Ende der Kunst, in: Zeitschrift für deutsche Philologie, 127 (2008), S. 499–515.

5 Vgl. Hans-Wolf Jäger (Hg.): »Öffentlichkeit« im 18. Jahrhundert. Göttingen 1997. Zum durchaus umstrittenen Begriff ›Öffentlichkeit‹ vgl. Heinrich Bosse: Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. Habermas revisited, in: Navigationen. Zeitschrift für Medien- und Kulturwissenschaften, 15 (2015), S. 81–97.

6 Vgl. Manfred Hettling u. Stefan-Ludwig Hoffmann: Der bürgerliche Wertehimmel. Zum Problem individueller Lebensführung im 19. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft, 23/3 (1997), S. 333–359, hier S. 333f.

7 Friedrich Sengle: Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, 3 Bde., Stuttgart 1971–1980, Bd. 2, S. 864.

8 Vgl. Michael Titzmann (Hg.): Zwischen Goethezeit und Realismus. Wandel und Spezifik in der Phase des Biedermeier, Tübingen 2002.

literaturpolitischen Reibungen, die Sternberg beklagt, waren allerdings von eigener Qualität. Bekanntlich haben sie eine prominente Vorgeschichte – auch in Deutschland.⁹

Für die Jahre um 1830 sei eine kursorische Rückschau gestattet: In Frankreich, das nach dem Untergang Napoleons für viele, vor allem junge Intellektuelle, neue Orientierungslinien bot, führte die parlamentarische Konsolidierung liberaler Kräfte unter der Ägide einer nur ansatzweise kompromissbereiten Aristokratie zu Konfrontationen. Ende der 1820er Jahre war die Kluft zwischen beiden Lagern kaum mehr zu überbrücken. König Karl X. opponierte offen gegen die liberal gesinnte *Chambre des députés* und löste sie im Juli 1830 sogar auf. Darüber hinaus hob er die Pressefreiheit auf und änderte das Wahlrecht zugunsten der Großgrundbesitzer. Mit den ›Ultraroyalisten‹ hatte er schon früh konservative Kräfte mobilisiert und sich immer deutlicher gegen die gemäßigte Politik seines Bruders Ludwig XVIII. gestellt. Ende der 1820er Jahre dominierten die ›Ultraroyalisten‹ das Pariser Parlament. Allerdings hatte Karl die Macht der publizistischen Öffentlichkeit unterschätzt. Bereits 1827 waren Flugblätter und Artikel in den Tageszeitungen am Wahlerfolg der Liberalen maßgeblich beteiligt gewesen. Die öffentliche Kritik an den Juliordonnanzen schließlich, mit denen der

9 Vgl. Wolfgang Wittkowski (Hg.): *Revolution und Autonomie. Deutsche Autonomieästhetik im Zeitalter der Französischen Revolution*, Tübingen 1990.

König seine Abwahl zu verhindern suchte, beflügelte die Julirevolution 1830 entscheidend.

Die Bedeutung des Pressewesens zeigte sich auch nach Karls Abdankung und der schlagartigen Liberalisierung der publizistischen Öffentlichkeit durch die Julimonarchie von Louis-Philippe I. »Wer Berufsschriftsteller werden wollte«, rekapituliert Nina Bodenheimer die Jahre nach 1830, der »wandte sich nicht mehr an den Adel oder an das Großbürgertum, sondern an die einfache Bevölkerung – er schrieb keine Bildungsromane, sondern für das Feuilleton der diversen literarischen Zeitungen.«¹⁰ Vermittelt durch die erfolgreichen Berichte Ludwig Börnes, Heinrich Heines und anderer Exilanten konstituierte sich auch in den Feuilletons der deutschen Öffentlichkeit bald eine radikal-revolutionäre Front, die sich literaturpolitisch insbesondere gegen die Weimarer Klassik und namentlich gegen Johann Wolfgang Goethe richtete. So lässt Sternberg die Figur Massiello in seiner Novelle *Eduard* den Geist des Klassikers beschwören: »Ja, großer Todter, wir rufen dich jetzt zurück, dein Tod ist ja unser Leben! Gelitten und geseufzt haben wir unter deiner strahlenden Größe; es ist nichts so unbequem, als Größe zu ertragen, und diese Beschwerde hast du uns reichlich aufgeladen. Unser Leben war ein ewiger Kampf gegen dein Licht, und die dich am giftigsten zu bekämpfen suchten, die lobten dich! Es ist nicht angenehm, übersehen zu werden, und wir wurden überse-

10 Nina Bodenheimer: Heinrich Heine und der Saint-Simonismus (1830–1835), Stuttgart [u.a.] 2014, S. 124.